

Die weiße Rose

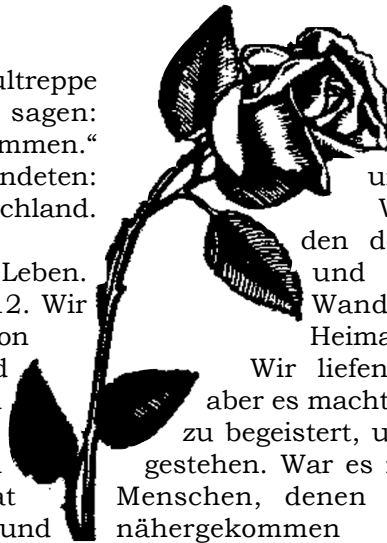
Zwischen Begeisterung und Widerstand

„An einem Morgen hörte ich auf der Schultreppe eine Klassenkameradin zur anderen sagen: „Jetzt ist Hitler an die Regierung gekommen.“ Und das Radio und alle Zeitungen verkündeten: „Nun wird alles besser werden in Deutschland. Hitler hat das Ruder ergriffen.“

Zum erstenmal trat Politik in unser Leben. Hans war damals 15 Jahre alt, Sophie 12. Wir hörten viel vom Vaterland reden, von Kameradschaft, Volksgemeinschaft und Heimatliebe. Das imponierte uns, und wir horchten begeistert auf, wenn wir in der Schule oder auf der Straße davon sprechen hörten. Denn unsere Heimat liebten wir sehr, die Wälder, den Fluß und die alten, grauen Steinriegel, die sich zwischen den Obstwiesen und Weinbergen an den steilen Hängen emporzogen. Wir hatten den Geruch von Moos, von feuchter Erde und duftenden Äpfeln im Sinn, wenn wir an unsere Heimat dachten. Und jeder Fußbreit war uns dort vertraut und lieb. Das Vaterland, was war es anderes als die größere Heimat all derer, die die gleiche Sprache sprachen und zum selben Volke gehörten. Wir liebten es und konnten kaum sagen, warum. Man hatte bisher ja auch nie viele Worte darüber gemacht. Aber jetzt, jetzt wurde es groß und leuchtend an den Himmel geschrieben.

Und Hitler, so hörten wir überall, Hitler wolle diesem Vaterland zu Größe, Glück und Wohlstand verhelfen; er wolle sorgen, daß jeder Arbeit und Brot habe; nicht ruhen und rasten wolle er, bis jeder einzelne Deutsche ein unabhängiger, freier und glücklicher Mensch in seinem Vaterland sei. Wir fanden das gut, und was immer wir dazu beitragen konnten, wollten wir tun. Aber noch etwas anderes kam dazu, was uns mit geheimnisvoller Macht anzog und mitriß. Es waren die kompakten Kolonnen der Jugend mit ihren wehenden Fahnen, den vorwärtsgerichteten Augen und dem Trommelschlag und Gesang. War das nicht etwas Überwältigendes, diese Gemeinschaft? So war es kein Wunder, daß wir alle, Hans und Sophie und wir anderen, uns in die Hitlerjugend einreiheten.

Wir waren mit Leib und Seele dabei, und wir konnten es nicht verstehen, daß unser Vater nicht glücklich und stolz ja dazu sagte. Im Gegenteil, er war sehr unwillig darüber, und zuweilen sagte er: „Glaubt ihnen nicht, sie sind Wölfe und Bärenreiber, und sie mißbrauchen das deutsche Volk schrecklich.“ Und manchmal verglich er Hitler mit dem Rattenfänger von Hameln, der die Kinder mit der Flöte ins Verderben gelockt hatte. Aber Vaters Worte waren in den



Wind gesprochen, und sein Versuch, uns zurückzuhalten, scheiterte an unserer Begeisterung.

Wir gingen mit den Kameraden der Hitlerjugend auf Fahrt und durchstreiften in weiten Wanderungen unsere neue Heimat, die Schwäbische Alb.

Wir liefen lange und anstrengend, aber es machte uns nichts aus; wir waren zu begeistert, um unsere Müdigkeit einzugestehen. War es nicht großartig, mit jungen Menschen, denen man sonst vielleicht nie nähergekommen wäre, plötzlich etwas Gemeinsames und Verbindendes zu haben? Wir trafen uns zu den Heimabenden, es wurde vorgelesen und gesungen, oder wir machten Spiele und Bastelarbeiten. Wir hörten, daß wir für eine große Sache leben sollten. Wir wurden ernstgenommen, in einer merkwürdigen Weise ernstgenommen, und das gab uns einen besonderen Auftrieb. Wir glaubten, Mitglieder einer großen Organisation zu sein, die alle umfaßte und jeden würdigte, vom Zehnjährigen bis zum Erwachsenen. Wir fühlten uns beteiligt an einem Prozeß, an einer Bewegung, die aus der Masse Volk schuf. Manches, was uns anödete oder einen schalen Geschmack verursachte, würde sich schon geben - so glaubten wir. Einmal sagte eine fünfzehnjährige Kameradin im Zelt, als wir uns nach einer langen Radtour unter einem weiten Sternenhimmel zur Ruhe gelegt hatten, ziemlich unvermittelt: „Alles wäre so schön - nur die Sache mit den Juden, die will mir nicht hinunter.“ Die Führerin sagte, daß Hitler schon wisse, was er tue, und man müsse um der großen Sache willen manches Schwere und Unbegreifliche akzeptieren. Das Mädchen jedoch war mit dieser Antwort nicht ganz zufrieden, andere stimmten ihr bei, und man hörte plötzlich die Elternhäuser aus ihnen reden. Es war eine unruhige Zeltnacht - aber schließlich waren wir doch zu müde. Und der nächste Tag war herrlich und voller Ereignisse. Das Gespräch der Nacht war vorläufig vergessen.

In unseren Gruppen entstand ein Zusammenhalt, der uns über die Schwierigkeiten und die Einsamkeit jener Entwicklungsjahre hinwegtrug, vielleicht auch hinwegtäuschte.

Hans hatte sich einen Liederschatz gesammelt, und seine Jungen hörten es gerne, wenn er zur Gitarre sang. Es waren nicht nur die Lieder der Hitlerjugend, sondern auch Volkslieder aus allerlei Ländern und Völkern. Wie zauberhaft

klang doch solch ein russisches oder norwegisches Lied in seiner dunklen, ziehenden Schwermut. Was erzählte es einem nicht von der Eigenart jener Menschen und ihrer Heimat.

Aber nach einiger Zeit ging eine merkwürdige Veränderung in Hans vor, er war nicht mehr der alte. Etwas Störendes war in sein Leben getreten. Nicht die Vorhaltungen des Vaters waren es, nein, denen gegenüber konnte er sich taub stellen. Es war etwas anderes. Die Lieder sind verboten, hatten ihm die Führer gesagt. Und als er darüber lachte, hatten sie ihm mit Strafen gedroht. Warum sollte er diese Lieder, die so schön waren, nicht singen dürfen? Nur weil sie von anderen Völkern ersonnen waren? Er konnte es nicht einsehen; es bedrückte ihn, und seine Unbekümmertheit begann zu schwinden.

Zu dieser Zeit wurde er mit einem ganz besonderen Auftrag ausgezeichnet. Er sollte die Fahne seines Standorts zum Parteitag nach Nürnberg tragen. Seine Freude war groß. Aber als er zurückkam, trauten wir unseren Augen kaum. Er sah müde aus, und in seinem Gesicht lag eine große Enttäuschung. Irgendeine Erklärung durften wir ja nicht erwarten. Allmählich erfuhren wir aber doch, daß die Jugend, die ihm dort als Ideal vorgesetzt wurde, völlig verschieden war von dem Bild, das er sich von ihr gemacht hatte. Dort Drill und Uniformierung bis ins persönliche Leben hinein - er aber hätte gewünscht, daß jeder Junge das Besondere aus sich machte, das in ihm steckte. Jeder einzelne Kerl hätte durch seine Phantasie, seine Einfälle und seine Eigenart die Gruppe bereichern helfen sollen. Dort aber, in Nürnberg, hatte man alles nach einer Schablone ausgerichtet. Von Treue hatte man gesprochen, bei Tag und Nacht. Was aber war denn der Grundstein aller Treue: zuerst doch die zu sich selbst... Mein Gott! In Hans begann es gewaltig zu rumoren.

Bald darauf beunruhigte ihn ein neues Verbot. Einer der Führer hatte ihm das Buch seines Lieblingsdichters aus der Hand genom-

men, Stefan Zweigs „Sternstunden der Menschheit“: Das sei verboten, hatte man ihm gesagt. Warum? Darauf gab es keine Antwort. Über einen anderen deutschen Schriftsteller, Fritz von Unruh, der ihm sehr gefiel, hörte er Ähnliches. Er hatte aus Deutschland fliehen müssen, weil er für den Gedanken des Friedens eingetreten war.

Hans war schon vor längerer Zeit zum Fähnleinführer befördert worden. Er hatte sich mit seinen Jungen eine prachtvolle Fahne mit einem großen Sagentier genäht. Die Fahne war etwas Besonderes; sie war auf den Führer geweiht, und die Jungen hatten ihr Treue gelobt, weil sie das Symbol ihrer Gemeinschaft war. Aber eines Abends, als sie mit der Fahne angetreten waren, zum Appell vor einem höheren Führer, war eine unerhörte Geschichte passiert. Der Führer hatte plötzlich unvermittelt den kleinen Fahnenträger, einen fröhlichen zwölfjährigen Jungen, aufgefordert, die Fahne abzugeben.

„Ihr braucht keine besondere Fahne. Haltet euch an die, die für alle vorgeschrieben ist.“

Hans war tief betroffen. Seit wann das? Wußte der Stammführer nicht, was gerade diese Fahne für seine Gruppe bedeutete? War sie nicht mehr als ein Tuch, das man nach Belieben wechseln konnte?

Noch einmal forderte der andere den Jungen auf, die Fahne herauszugeben. Der blieb starr stehen, und Hans wußte, was in ihm vorging, und daß er es nicht tun würde. Als der höhere Führer den Kleinen zum drittenmal mit drohender Stimme aufforderte, sah Hans, daß die Fahne ein wenig bebte. Da konnte er nicht länger an sich halten. Er trat still aus der Reihe heraus und gab diesem Führer eine Ohrfeige.

Von da an war er nicht mehr Fähnleinführer.“

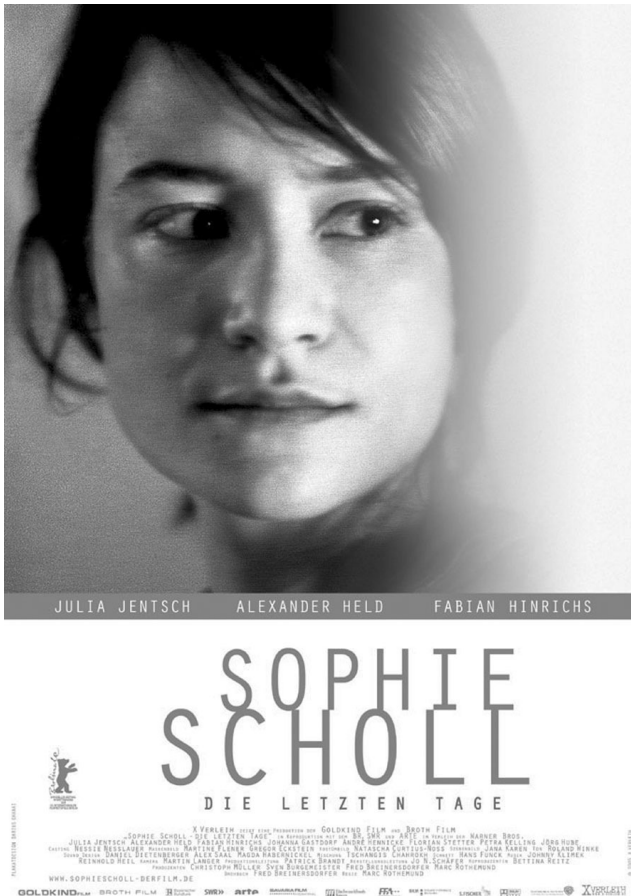
Auszug aus: Inge Scholl, Die Weiße Rose, S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 1993



Hans Scholl, Sophie Scholl, Christoph Probst im Sommer 1942

Sophie Scholl - Die letzten Tage

Filmrezension



Stille. Schweigend verlasse ich mit zwei Kameras den Kinosaal, wir nähern uns schnellen Schrittes dem Ausgang. Jeder, unerwartet in seinen eigenen Gedanken aufgewühlt, harrt innerlich eines klärenden Wortes - sei es auch noch so sinnfrei. Doch gleichzeitig genieße ich die vielsagende Stille, um die einprägsamsten Bilder des Filmes zu rekapitulieren. Immer wieder saust die Guillotine zum tödlichen Schlag nieder, die gespenstisch in die Leere des Volksgerichtshofes peitschende Stimme Freislers und das lichtarme Verhörzimmer der Staatspolizei lassen die Dramatik des Geschehenen innerlich gewiß werden.

Dabei schien es doch so kindlich, ja naiv, als einige Münchner Studenten nach einleitendem Swinggedudel sich gegenseitig versicherten, in der Münchner Universität gefährlich verbotene Zettel auszulegen. Vor wenigen Wochen erreichte die Nachricht von der deutschen Niederlage in Stalingrad den Kreis, heimgekehrte Soldaten, unter anderem Hans Scholl, erzählten von grauenvollen Verbrechen hinter der Front. Unter diesem Eindruck verteilt er mit seiner Schwester Sophie Scholl am 18.2.1943 die am Vortag gedruckten Flugblätter in der Münchner Universität, die mangelnde Vorsicht der beiden führt sie direkt in die Arme der Staatspolizei. Dieses zentrale Ereignis

leitet die Haupthandlung des Films, die letzten fünf Tage der Sophie Scholl ein.

Zutiefst verzweifelt und zugleich unbrechbar erscheint da die junge 21jährige Sophie, wenn sie mit den berechnenden Fragen des Staatspolizisten ringt, ohne ahnen zu können, daß dieser letztendlich die Namen der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“ bereits in allen Details kennt. Wie ein roter Faden zieht sich dieser Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung durch die Gesamthandlung, während sich das Wissen um die Ausweglosigkeit immer mehr verdichtet. Doch trotz dieses Wissens um ihren sicheren Tod nimmt Sophie nun eine geradezu heroische Position ein, indem sie eine hochpolitische Diskussion mit dem Staatspolizisten führt und schließlich dem Volksgerichtshof die drohende Rache anderer für ihr Schicksal prophezeit. Auf diese Weise gelang es den Filmemachern eine unbedarft wirkende junge Studentin in ein sittlich beeindruckendes Vorbild zu verwandeln.

Störend wirkt hierbei nur die bewußte Ausblendung des biographischen Hintergrundes der Hauptperson, insbesondere ihre Vergangenheit bei der bündischen Jugend sowie ihre konservativ-christliche Prägung. Lediglich ihr religiös orientiertes Weltbild, das ihr zwischen grauen Kerkerwänden letzte Hoffnung gab, wird dem Zuschauer preisgegeben. Und auch die heitere Swingmusik am Ende des Filmes will nicht so recht zur Persönlichkeit Sophie Scholl passen.

Insgesamt bleibt mir nichtsdestotrotz ein gelungener Film in Erinnerung, den ich jedem empfehlen kann, der sich einen Überblick über die Geschehnisse jener Tage schaffen will. Ich hoffe, ich habe euch nicht zuviel verraten und der Kinobesuch lohnt sich noch.

Johannes S.

Sophie Scholl - Die letzten Tage

Regie: Marc Rothemund

Darsteller: Julia Jentsch (Sophie Scholl), Fabian Hinrichs (Hans Scholl), Florian Stetter (Christoph Probst), Alexander Held (Robert Mohr)

Erscheinungsort/-jahr: Deutschland 2004

Genre: Polit-Drama